in der Schweiz in dieser für die öffentliche Meinung andauernd den Gegenstand der Erörterung bilden. Da die Bewegung in Italien zum Theil unzweifelhaft von schweizerischem Boden aus betrieben wurde, ist der schon seit längerer Zeit hier und da kundgegebene Wunsch, über wirksamere Mittel zur Ueberwachung der in der Schweiz lebenden Ausländer zu verfügen, in manchen Theilen der Schweiz noch reger geworden. Diese Tendenz ist in gewissem Maße auch in der Eröffnungsrede zum Ausdrucke gelangt, die der Züricher Stadtpräsident Pestalozzi anläßlich der ersten Sitzung des neugewählten großen Stadtrathes gehalten, und in der er die Nothwendigkeit einer strengeren Handhabung der Fremdenpolizei angedeutet hat. Er unterließ hierbei nicht, zu betonen, daß dies nur durch die Abänderung gewisser Verfassungsbestimmungen erreicht werden könnte. An diese Bemerkungen wurden jedoch in manchen ausländischen Blättern unzutreffende Commentare über den ganzen Stand dieser Angelegenheit geknüpft. Dieselbe wurde nämlich in dem Sinne dargestellt, als ob die im Canton Zürich vor einiger Zeit eingeführte Forderung von Leumundszeugnissen für Fremde nicht thatsächlich wieder aufgehoben worden wäre, und als ob überhaupt die Frage sich in einer neuen Phase befände. Beide Annahmen sind aber unrichtig. Die Reclamationen, die von den Regierungen von Oesterreich-Ungarn und Italien gegen die Vorschrift der Leumundszeugnisse erhoben worden, hatten die Sistirung dieser im Canton Zürich getroffenen Verfügung zur Folge. Die schweizerische Regierung ist selbstverständlich nicht in der Lage, die Bestimmungen über Niederlassungen von Ausländern in der Schweiz aus eigenen Stücken abzuändern. Solche Modificationen könnten vielmehr nur in dem Falle platzgreifen, wenn die fremden Staaten in Abänderungen der geltenden Verträge einwilligen. Der Bundesrath selbst kann aber die Initiative zur Einleitung solcher Verhandlungen erst dann ergreifen, wenn sämmtliche Cantone den Wunsch nach Abänderungen in der bezeichneten Richtung kundgeben. Nun besteht in diesem Puncte keineswegs Einhelligkeit unter den Cantonen. Die Antworten, welche diese auf die Anfrage der Centralregierung über den Gegenstand ertheilt haben, gehen vielmehr auseinander. So lange aber der Bundesrath außer Stande ist, auf Grund eines einmüthigen Wunsches der Cantonsregierungen an die auswärtigen Staaten mit Vorschlägen in dieser Angelegenheit heranzutreten, ist nicht nur jede Aenderung der Niederlassungsbestimmungen, soweit dieselben durch internationale Verträge gebunden sind, ausgeschlossen, sondern kann überhaupt von keinem neuen Stadium der Frage die Rede sein.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 13. Juni. Herr Dr. med. Max Haedicke theilt uns mit, daß der „General-Anzeiger" in seiner Sonntagsnummer (Nr. 133) die falsche Meldung berichtigt, die er über eine Aeußerung des Herrn Dr. Haedicke in einer socialdemokratischen Wählerversammlung bezüglich der Actionaire der Reichsbank gebracht hatte und die Herrn Dr. Genfel zu einer Erklärung im „Leipz. Tagebl." veranlaßte. Nach dieser Berichtigung des „Gen.-Anz." hat Herr Dr. Haedicke in jener Versammlung nicht gesagt, daß von den 6000 Actionairen der Reichsbank etwa 2000 im Inlande, die übrigen im Auslande wohnten, sondern gerade das Gegentheil, es wohnten etwa 2000 im Auslande, die übrigen im Inlande.

△ **Berlin**, 12. Juni. Der Bundesrath hat in seiner gestrigen Sitzung den Gesetzentwurf über die Regelung der künftigen Handelsbeziehungen zum britischen Reiche angenommen. Am 31. Juli, also in sechs Wochen, läuft der bestehende deutsch-englische Handelsvertrag ab, nach dem auf der einen Seite England und die englischen Colonien, auf der andern Seite das deutsche Reich einander auf dem Fuße der Meistbegünstigung behandelten. Von den englischen Colonien hat bisher Canada versucht, die Einfuhr aus England günstiger zu behandeln als die deutsche. Diese Bestimmungen können indeß erst vom 31. Juli d. J. ab in Kraft treten. Die Verhandlungen mit England schweben noch immer; davon, daß Canada von der beabsichtigten Differenzirung des deutschen Reiches gegenüber Großbritannien absehen werde, ist bisher nichts bekannt geworden. Danach wird die deutsche Regierung in kürzester Frist vor die Entscheidung gestellt werden, in welcher Weise sie von der ihr vom Reichstag ertheilten Vollmacht Gebrauch machen will. Angekündigt hat sie, daß sie Meistbegünstigung nicht gewähren wird, wenn nicht „ausreichende gleichwerthige Anerbietungen und Zugeständnisse gemacht werden sollten", wonach also Canada für die von dort nach Deutschland eingeführten Waaren vom 1. August ab die höchsten Zollsätze zu entrichten hätte. Daß dadurch die Regelung der deutsch-englischen Beziehungen nicht erleichtert wird, liegt auf der Hand; ob aber England dabei in einer günstigeren Lage sich befindet, als Deutschland, erscheint allen Sachkundigen höchst zweifelhaft.

C. H. **Berlin**, 12. Juni. Die Socialdemokratie scheint ihrer Sache bei den Berliner Wahlen ganz sicher zu sein, denn sie hat bereits für den 26. Juni in dem bekannten Restaurant „Müggelschlößchen" in Friedrichshagen ein Siegesfest in Aussicht genommen. Die Zahl der Versammlungen, die morgen und am Dienstag in Berlin und Umgegend noch stattfinden, geht in die Hunderte; auch der vorgenannte Dr. Leo Arons, der sich bis jetzt ziemlich still verhalten hatte, ist auf dem Plan erschienen und agitirt in den Dörfern Niederschönhausen und Pankow. Etwa 10 000 socialdemokratische Hilfskräfte, ganze Schwadronen Radfahrer stehen den Führern für den 16. Juni zu Gebote; in den Arbeiterquartieren sind alle Zäune, alle Häuser mit socialdemokratischen Flugblättern beklebt. „Wählt Liebknecht", so liest man an allen Straßenecken, so leuchtet es uns mit fetter Schrift von zahlreichen Lastfuhrwerken entgegen. Auch die Freisinnigen sind in den letzten Tagen sehr rührig gewesen und haben namentlich die Hausagitation lebhaft betrieben; ganz matt ist dagegen die christlich-sociale-conservativ-antisemetische Agitation; die Candidaten dieser Gruppe werden schwerlich so viel Stimmen erhalten, wie ihre Parteigenossen im Jahre 1893. Die Socialdemokraten rechnen in Berlin auf über 200 000 Stimmen, Liebknecht wird sicherlich der Abgeordnete sein, der mit der höchsten Stimmenzahl aus der Urne hervorgeht; man nimmt an, daß er es auf ca. 60 000 Stimmen im VI. Wahlkreise bringen werde. Bemerkt sei noch, daß die Socialdemokraten auch den letzten Candidaten gefunden haben; selbst der Wahlkreis Meppen ist nicht ohne eine socialdemokratische Candidatur geblieben.

* **Berlin**, 12. Juni. Das Organ des Bundes der Landwirthe, die „Deutsche Tageszeitung", sagt noch immer kein Wort über die Enthüllungen betreffs des Thomasphosphat-Geschäftes; dafür macht das Blatt nicht uninteressante Angaben über das von der Bundesleitung betriebene umfangreiche Commissionsgeschäft, aus dem sie Provisionen und Rabatte zu Gunsten theils der Mitglieder, theils der Agitationscasse bezieht und für das sie ohne Zweifel Gewerbe- und Einkommensteuer zu bezahlen verpflichtet ist, bisher aber schwerlich bezahlt hat. In der Mannigfaltigkeit ihres Geschäftsbetriebes ähnelt die Bundesleitung unverkennbar den großen Waarenhäusern, die sie so leidenschaftlich im angeblichen Interesse der kleinen Gewerbtreibenden bekämpft. Also daß sie sehr viele der letzteren schädigt, indem sie ihre Kunden, um selbst Provisionen und Rabatte zu verdienen, einzelnen größeren Geschäften zuführt, kann keinem Zweifel unterliegen. Klar geht das aus zwei Schreiben hervor, die ein Mitglied des Bundes, Herr Busse in Wistingshausen, an die Vorsitzenden des Bundes gerichtet hat, und nunmehr in der „Lipp. Landeszeitung" veröffentlicht. In dem ersten an Herrn von Plotz gerichteten Schreiben vom 15. Mai d. J. wird ausgeführt, daß der Bund programmäßig der Allgemeinheit der Landwirthe, nicht einzelnen Personen dienen solle. Dann fährt Herr Busse fort:

„Wie will der Bund die Consequenzen ziehen, wenn er einzelnen Producenten als Reclameschild dient, die Producte weniger Personen empfiehlt, während solche von vielleicht Hunderten von Landwirthen, die ebenso gute Waare zu liefern im Stande sind, unberücksichtigt gelassen werden? Weshalb tritt man z. B. hinsichtlich des Runkelsamens nur für drei Producenten ein und muß nicht mit gleichem Maß, wie dies nachweisbar mit dem Tannenkrüger Runkelsamen gegenüber dem Echendorfer Runkelsamen geschehen ist? Können nun kleinere Producenten, die mehr Sorgfalt auf die Züchtung zu verwenden im Stande sind, wie dem Großbetrieb möglich ist, nicht mindestens ebenso gute Waare liefern? Werden bei diesem Vorgehen des Bundes nicht einzelne Landwirthe auf Kosten der Allgemeinheit bevorzugt und bereichert?"

Die hierauf eingegangene Antwort veranlaßte Herrn Busse, am 6. Juni ein Schreiben an Herrn Dr. Rösicke zu richten, in dem es heißt:

„Wenn es mit den Grundsätzen des Bundes nicht in Widerspruch steht, daß Original-Eckendorfer Runkelsamen zum großen Theil auf der Domaine Springe in Hannover gebaut wird, in Handel kommt und vom Bunde als Original-Eckendorfer Saat empfohlen wird, dann ist für Eckendorf einfach ein Monopol geschaffen, denn ebenso gut wie jetzt Einer für Eckendorf züchtet, können es Viele sein. Während bei freier Concurrenz sog. veredelter Eckendorfer Runkelsamen und andere gute Sorten zu 30—40 ℳ pro Centner zu haben sind, empfiehlt der Bund Original-Eckendorfer Runkelsamen zu 71 ℳ pro Centner. Liegt dies etwa im allgemeinen Interesse? Eine Bevormundung braucht weder die Landwirthschaft noch die Industrie; man trete energisch für den Schutz der nationalen Arbeit ein, damit diese dem Auslande gegenüber sich gedeihlich entwickeln kann, im Inlande schaffe man aber keine Monopole — das ist Rückschritt —, sondern lasse die freie freie Concurrenz gelten, Angebot und Nachfrage bilden dann schon den richtigen Regulator und die deutschen Landwirthe wie Industriellen sind intelligent genug, um auf eigenen Füßen stehen zu können. Meine Vorwürfe sind voll und ganz berechtigt und das Interesse des Bundes erheischt aufs dringendste, daß die Original-Saatgut-Abtheilung verschwindet und der Bund sich nicht für Privatpersonen engagirt!"

Das sind recht erbauliche Feststellungen! In politischer Beziehung bemerkt Herr Busse noch in diesem zweiten Briefe: „Es widerstreitet vollständig den bisherigen Bundesgrundsätzen, den Bund als politische und nicht als wirthschaftliche Partei anzusehen. Wenn es möglich ist, daß einfach decretirt werden kann, ein rechtsstehendes conservatives Blatt ist Bundesorgan, dann müssen die politisch anders gesinnten Bundesmitglieder entweder ihre Ueberzeugung opfern und als willenloses Werkzeug gelten, oder Opposition machen. Ich empfinde nun persönlich absolut keine Neigung, meinen politischen Standpunct zu ändern, möchte zum Stimmvieh nicht degradirt werden und will zur Ehre meiner Collegen annehmen, daß Viele ebenso denken und handeln werden. Daß die Selbstständigkeit des Bundes in Lippe begraben worden ist, damit ist diesem ein schlechter Dienst erwiesen, und ein eigenthümliches Licht wirft es auf die engere Bundesleitung, wenn das Vorgehen in Lippe sanctionirt wird. Wollte man die Verschmelzung des Bundes mit der conservativen Partei zum Grundsatz erheben, so wäre eine Zerbröckelung des Bundes unausbleiblich, denn viele Landwirthe würden eher vorziehen, aus dem Bunde auszutreten, als sich einen politischen Glauben aufoctroyiren lassen zu müssen. Da meine alleinigen Schreiben wirkungslos sein werden, jedoch zu erwarten ist, daß, wenn viele Landwirthe meine Bedenken theilen und ihre warnende Stimme erheben, dies nicht ohne Erfolg bleiben wird, sehe ich mich im Interesse des Bundes veranlaßt, meine Correspondenz mit dem Bunde der Oeffentlichkeit zu übergeben."

— Vor Kurzem ist in Berlin ein Central-Verein der deutschen Gesellschaften mit beschränkter Haftung unter dem Vorsitz von Dr. T. Fabri begründet worden. Welche Bedeutung diese Gesellschaftsform in den wenigen Jahren ihres Bestehens für die Entwickelung von Handel, Verkehr, Industrie und Landwirthschaft in Deutschland gewonnen hat, lehren folgende Zahlen: Bis zum 15. Februar cr. waren in Deutschland handelsgerichtlich eingetragen 1839 Gesellschaften mit beschränkter Haftung mit einem Gesellschaftscapital von 692 546 300 ℳ. Davon kamen auf Land- und Forstwirthschaft, Gärtnerei und Fischerei 6 148 900 ℳ, auf Bergbau und Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen 595 944 300 ℳ, auf Handel und Verkehr 90 453 100 ℳ. An Capital hatten 182 Gesellschaften 20 000 ℳ, 692 hatten bis 100 000 ℳ, 659 2—500 000 ℳ, 186 bis 1 Mill., 71 bis 2 Mill. Mk., 24 bis 3 Mill., 17 bis 5 Mill. Mk., 7 bis 10 Mill. Mk. und 1 über 10 Mill. Davon kamen 295 Gesellschaften auf Berlin; 578 Städte hatten je eine.

— Die General-Direction der Seehandlungs-Societät hat folgende Berichtigung an die „Deutsche Agrarztg." gesandt:

„In Heft 23 der „Deutschen Agrarzeitung" vom 5. Juni d. J. ist nachstehendes Schreiben abgedruckt, welches der Herausgeber der „Deutschen Agrarzeitung" an uns unter dem 2. Juni d. J. gerichtet hat: „Die Behauptung, daß die Seehandlungsmühlen in Bromberg in märkischen Provinzialstädten im laufenden Frühjahr viele Tausende von Centnern Weizenmehl, lieferbar vom 1. April 1898 bis 1. April 1899, zu Preisen von 28—29 ℳ pro 100 Kilo contractlich abgeschlossen haben", halte ich hiermit aufrecht und theile zugleich mit, daß diese Abschlüsse erfolgt sind: in . . . . (folgt Ortsname), an . . . (folgt Name des Müllers), Quantum 10 000 Centner, Preis 28 bis 29 ℳ. Bis nachgewiesen wird, daß die hiermit namentlich belegten Geschäftsabschlüsse nicht stattgefunden haben, halte ich selbstredend auch die von mir daran geknüpften Folgerungen gleichermaßen aufrecht. Edmund Klapper." Die in dem Schreiben aufgestellten Behauptungen sind in allen Puncten völlig unwahr, auch betreffs des mit Namensangabe bezeichneten Abschlusses. Die Administration der Seehandlungsmühlen hat weder unmittelbar noch durch Agenten mit dem Genannten jemals in Geschäftsverbindung gestanden. — Königliche General-Direction der Seehandlungs-Societät. gez. von Burchard.

Die Generaldirection der Seehandlungs-Societät erklärt zugleich, daß „die von Herrn Klapper mitgetheilte Copie eines" Geschäftsabschlusses, sofern darin die Mühlen-Administration zu Bromberg oder ein Agent derselben als Verkäufer angegeben ist, auf Fälschung beruht".

— Gegen den Schriftsteller Fritz Brentano, der in dem Proceß Leckert-v. Lützow viel genannt wurde, war, wie s. Z. gemeldet, im Februar d. J. in Folge einer Strafanzeige des bekannten Normann-Schumann ein Verfahren wegen angeblich im Jahre 1888 begangener Urkundenfälschung eingeleitet worden. Nach sorgfältig geführter Untersuchung, die die vollständige Haltlosigkeit der Verdachtsgründe ergeben hat, ist das Verfahren eingestellt worden.

— Dem zweiten Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses, Rechtsanwalt Dr. Paul Krause, ist der Charakter als Justizrath verliehen worden. Die damit verbundene Rangerhöhung berührt das Landtags-Mandat des Dr. Krause für Königsberg i. Ostpr. nicht.

— Ein polnisches Arbeitsnachweisbureau für Berlin wird von den Berliner Polen ins Leben gerufen werden. Die polnischen Vereine Berlins haben ein entsprechendes Uebereinkommen bereits getroffen.

— Der Bevollmächtigte zum Bundesrath Bürgermeister der freien und Hansestadt Hamburg Dr. Versmann ist in Berlin eingetroffen. — Der Bevollmächtigte zum Bundesrath königl. bayerischer Staatsrath Forster von Stengel ist von hier abgereist.

* **Duisburg**, 12. Juni. Hier sprach am Mittwoch Liebknecht vor etwa 2000 Personen, die allerdings zum großen Theile nur aus Neugier gekommen waren, um den „Volksteibuzen zu sehen". Der greise Agitator ließ u. A. seinem Hasse gegen den Fürsten Bismarck wieder einmal die Zügel schießen. Er sagte: „Unter den Socialdemokraten ist keiner, welcher glaubt, das deutsche Reich sei ein Werk des Fürsten Bismarck. Das ist der Standpunct eines kleinen Kindes. Wäre Bismarck nicht gekommen, so hätte irgend ein Müller oder Schulze dasselbe gethan"!! Herr Liebknecht hat sich damals leider die Gelegenheit entgehen lassen, aber er kann ja noch immer der Müller oder Schulze des Zukunftsstaates werden. Die Welt harret seiner!

-s- **Halle a/S.**, 12. Juni. Von morgen ab ruhen sämmtliche Neubauten in Halle und Giebichenstein. Die Mitglieder der Halleschen Baugewerken-Innung und eine nicht unbeträchtliche Zahl von Bauunternehmern in Halle und Giebichenstein haben beschlossen, wenn die Maurer nicht für 42 ₰ Stundenlohn arbeiten wollen, die Bauten so lange zu schließen, bis diese anderen Sinnes geworden sind. Die Maurergesellen hielten deshalb heute Nachmittag eine Versammlung ab; sie beschlossen, an ihrer Forderung: 45 ₰ Stundenlohn, festzuhalten und in den Streik einzutreten. — In Naumburg ist der Streik der Maurergesellen zu ihren Ungunsten verlaufen. Die ganze Bewegung ist eine von socialdemokratischer Seite in Scene gesetzte Wahlmache.

w. **Mühlhausen**, 12. Juni. Hervorragende Nationalliberale, darunter zwölf hiesige Stadtverordnete, fordern öffentlich ihre Parteigenossen auf, gleich im ersten Wahlgang für den Candidaten der freisinnigen Volkspartei, Oberlehrer Eickhoff, zu stimmen. Wenn ihnen auch der Standpunct des freisinnigen Candidaten nicht in allen Theilen zusage, besonders in Bezug auf seine Stellung zum Jesuitengesetz, so sei er doch von den drei aufgestellten Candidaten derjenige, der für die Vertretung im Reichstage allein empfohlen werden könne.

* **Aus dem Eisenacher Oberlande**, 10. Juni. Den im Großherzogthum Weimar angestellten Bezirksschulinspectoren sind sämmtliche Volksschulen ihres Bezirks unterstellt, nur für den Religionsunterricht besteht noch eine Sonderaufsicht der betreffenden Kirchen- oder Religionsgemeinschaft. Diese Einrichtung hat sich auch in unserem Oberlande, wo neben den evangelischen auch katholische und jüdische Volksschulen bestehen, durchaus bewährt. Hierzu hat der Tact und die Humanität des Bezirksschulinspectors Schulraths Kögler viel beigetragen. Trotzdem hat die klerikale „Fuldaer Zeitung" sich zu häßlichen Angriffen auf Herrn Kögler verstanden. Dieser that nichts gegen diese Angriffe, aber die ihm unterstellten katholischen Lehrer, bei denen er in hohem Ansehen steht, fühlten sich durch jene Angriffe selbst verletzt und verfehlten daher nicht, bei der kürzlich abgehaltenen Bezirkslehrerconferenz dem Schulrath Kögler in feierlicher Weise ihre Verehrung und Dankbarkeit zu bekunden. (M. Z.)

-s- **Altenburg**, 12. Juni. Die freisinnige Volkspartei versucht noch in letzter Stunde das gemeinsame Vorgehen der Ordnungsparteien zu stören, indem sie als Zählcandidaten für den altenburgischen Wahlkreis den bisherigen Vicepräsidenten des Reichstags, Herrn Fabrikbesitzer R. Schmidt in Elberfeld, aufgestellt hat.

w. **Rudolstadt**, 12. Juni. Der Landesvorstand des Evangelischen Bundes hat sich an die Candidaten Büttich (freis. Vereinigung) und Müller (nationalliberal) wegen ihrer Stellung zum Jesuitengesetz gewendet. Letzterer hat geantwortet, daß er gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes stimmen werde, ersterer ist für unbedingte Aufrechterhaltung des § 1, dagegen für die Aufhebung des § 2 (Aufenthaltsbeschränkungen der Jesuiten im Bundesgebiet).

* **Aus Oberschlesien**, 11. Juni. In der Art und Weise, wie in Oberschlesien von polnischer Seite agitirt wird, liefert ein Wahlaufruf, welcher der „Gazeta Opolska" zu Gunsten des Centrumscandidaten für den Wahlkreis Oppeln, des Majors Szmula, eingesandt worden ist, einen neuen Beweis. Wir entnehmen demselben Folgendes:

„Wer sich bei der Wahl nicht einfindet, ist ein Verräther des heiligen Glaubens, der Kirche, des Rechtes und der Freiheit des polnischen Volkes. Wähler, wenn Du Deinen Zettel für Herrn Major Szmula abgiebst, so bedeutet das, daß Du nicht einverstanden bist, daß Deine Kinder in der Schule nicht die polnische Sprache lernen und daß die Bannten Deine heilige Sprache unterdrücken. Wenn Du nicht Herrn Szmula Deine Stimme giebst, so bedeutet das, daß Du einverstanden bist, wenn Deine Kinder ohne Unterricht, ohne Gebet, ohne Gesang aufwachsen, daß es Dir gleichgiltig ist, wenn das Dir und Deinem Volke von Gottes wegen gegebene Recht schwindet. Kurz: Du wirst zum Verräther an Dir, Deinem Volke und Deiner Nachkommenschaft. Alle Katholiken, deutsche und polnische, sind verpflichtet, für Szmula zu stimmen. Sogar den Geistlichen ist es nicht gestattet, für einen andern Candidaten einzutreten. Die Ehre und der Nationalstolz des polnischen katholischen Mannes erfordern es, den Zettel nur für Szmula abzugeben! . . . Und Ihr polnischen Frauen, denket daran, daß es sich um Freiheit, Gut und Recht handelt! Wenn Eure Männer Schlafmützen sein sollten, dann treibt diese Ofenhocker hinaus mit den Zetteln zur Wahl. Jeder Ofenhocker ist ein Verräther des polnischen Volkes."

* **Bad Brückenau**, 12. Juni. (Telegramm.) Die Kaiserin von Oesterreich hat heute Nachmittag nach beendigter Cur Bad Brückenau verlassen und ist über Würzburg nach München abgereist.

* **Saargemünd**, 12. Juni. Vom Centrum ist der katholische Pfarrer Colbus definitiv im Wahlkreise Saargemünd-Forbach aufgestellt worden. Colbus hielt am 9. d. M. eine Wahlversammlung in Neunkirchen bei Saargemünd ab und erklärte sich dort offen für einen Socialdemokraten. Als nämlich der socialdemokratische Candidat Emmel ihn in seinen Erörterungen zu unterbrechen suchte, erwiderte er

---

da die Aufwartefrau, die ihm die Instandhaltung der freundlichen Junggesellenwohnung besorgte, nicht anwesend war. Die Nachmittagssonne sandte gerade ihre Strahlen durch das hohe Fenster des Treppenhauses und so wurde der Oeffnende von dem einfallenden grellen Lichte überfluthet. Seine großen runden Augen richteten sich, ein wenig blinzelnd, auf den unbekannten Besucher; der strenge, selbstbewußte Ausdruck seines Antlitzes schien nicht gerade zum Näherreten einzuladen.

Scheu und doch mit einer unverkennbaren Neugier schaute Just an dem stattlichen jungen Manne empor und sein Blick blieb fragend an dem glatt vertheilten Mensurschmiß hängen, der die linke Wange des Assessors zeichnete und vom Ohr bis unter das blonde leicht gekräuselte Schnurrbärtchen reichte.

„Habe ich die Ehre, Herrn Assessor William Tell zu sprechen?"

„Was wünschen Sie von mir?" klang die kurz gemessene Gegenfrage.

„Ich glaubte, Frau Lampert hätte Ihnen schon von meinem Kommen gesagt."

„Frau Julie Lampert? Nein! Ich war gestern über Land und habe die Dame nicht gesehen."

Friedrich Just schwieg einen Moment, ohne sich übrigens im gewissermaßen staunenden Anstarren seines Gegenübers auch nur einen Augenblick stören zu lassen; dann sagte er plötzlich sehr sanft und schonend: „Ich bringe Ihnen die letzten Grüße Ihrer Eltern."

„Meiner Eltern? So leben Sie nicht mehr? Kommen Sie denn aus Amerika, mein Herr? Bitte, treten Sie näher!"

Er machte eine dringlich einladende Handbewegung und schritt nun eilfertig dem Gast als Führer voran. Das Aufleuchten in Just's sonst meist verschleierten Augen konnte er nicht sehen; der Fremde schien in der That in hohem Grade befriedigt, daß der junge Mann durch die Aussicht, etwas Näheres über seine Eltern zu erfahren, so unverkennbar aufgeregt wurde.

Der Assessor stieß die Thür zu seinem Arbeitszimmer auf, ließ den Gast zuerst eintreten und fragte jetzt erst, indem er auf einen der mit grünem Wollrips bezogenen Polstersessel deutete: „Mit wem habe ich die Ehre . . . ?"

„Ich heiße Friedrich Just und bin fast ein Vierteljahrhundert lang der Genosse, Reisebegleiter, Geschäftstheilhaber, wenn Sie wollen, auch der Freund Ihrer Eltern gewesen; hätten die Aermsten ihr jähes und gewaltsames Ende voraussehen können, ich würde Ihnen wahrscheinlich Beider Segen überbringen; Ihre Frau Mutter hat mir wenigstens oft genug anvertraut, wie ihr von unstillbarer Sehnsucht nach dem Sohne das Herz zerrissen wurde." Den Sprecher schien eine gewisse Rührung zu übermannen; seine Stimme zitterte ein wenig und seine Augen schimmerten feucht.

Der Assessor fühlte sich eigenthümlich ergriffen; nachdem er so viele Jahre lang den Anblick der Eltern hatte entbehren und sich nur mit gelegentlichen kleineren Geldsendungen von Seiten der guten Mutter begnügen müssen, ward er jetzt, da er Jemand vor sich sah, der so lange Zeit in unmittelbarster Nähe der Eltern gelebt und mit ihnen Gunst und Ungunst der Zeiten getheilt hatte, wie durch einen Zauberschlag in die fernste Vergangenheit zurückversetzt.

„Meine gute Mutter!" seufzte er schmerzlich auf, „so lebt sie nicht mehr! Ich war erst ein zweijähriges Kind, als ich von ihr getrennt und hierher nach Berlin zu ihren Freunden gebracht wurde; aber mir ist immer, als ob ich mich ihrer noch ganz gut erinnerte, als ob der Ton ihrer freundlichen Stimme mir noch im Ohr klänge. Frau Lampert behauptet, daß meine Mutter eine der schönsten jungen Frauen gewesen sei; ist das wahr? Haben Sie das auch gefunden?"

Friedrich Just hatte das Schlitzmesser aus Elfenbein, das auf dem Tische neben einem unaufgeschnittenen Buche lag, in die Hand genommen und spielte damit, ab und zu erhob er aber den Blick und musterte den Assessor, der ihm gegenüber saß, so scharf beobachtend, als wolle er sich dessen Züge für alle Zukunft aufs Allergenaueste einprägen. Auf Tell's Frage nach dem Aussehen der Mutter schaute er wieder nach dem Messer in seiner Hand und sagte, scheinbar in Erinnerungen verloren: „Sie mag wohl einst recht hübsch gewesen sein —, ja, jetzt fällt es mir ein, man hat sie als eine Schönheit gepriesen, damals, als wir noch in den großen Städten des amerikanischen Ostens unsere Vorstellungen gaben und reiche Ernten hielten; aber da sie sich wohl gar zu heftig nach ihrem Kinde sehnte, schwanden recht bald die Rosen von ihren Wangen, und als das große Unglück kam und Mr. Tell all sein Gespartes durchgebracht und verspielt hatte, da wurde aus der schönen Victorine Tell eine alte, verkümmerte, häßliche Frau, die selbst dem eigenen Gatten eine Last war, weil sie nicht mehr die jungen Herren zum Ankaufe von Eintrittskarten zu den Vorstellungen anzulocken wußte."

„Sie sprachen von einem gewaltsamen Ende meiner Eltern — bitte, erzählen Sie das Nähere; enthalten Sie mir nichts vor."

„Sie sind Beide von Osagen überfallen, getödtet und ausgeplündert worden. Hier, Herr Assessor, sind die Todtenscheine, die vorschriftsmäßig im Fort Scott, im Staate Kansas, ausgestellt worden sind." Er legte zwei zusammengefaltete Bogen Papier auf den Tisch und bat den Assessor, von dem Inhalte derselben Kenntniß nehmen zu wollen.

Tell faltete mit leicht bebender Hand die Bogen auseinander und erkannte zwei in englischer Sprache abgefaßte und mit Unterschriften und Dienststempeln der betreffenden Behörden versehene, rechtsgiltige Urkunden, welche den Tod des Mr. William Tell, Kunstschützen und Prestidigitateur, und seiner Gattin Mrs. Victorine Tell, geborenen Albin, bescheinigten. Er wischte sich eine Thräne von den Wimpern und fragte erschüttert: „Wie ist das zugegangen?"

„Mr. Tell hatte, wie ich bereits erwähnt zu haben glaube, sein nicht unbedeutendes Vermögen verspielt; er war besonders von einem Brasilianer geplündert worden, einem Schwindler, der wahrscheinlich gar kein echter Brasilianer, sondern ein verkommener Deutscher war, da er das Deutsche fertig und ohne jeden fremden Accent sprach. Von jener Zeit an begann unser Unglück. Mr. Tell wurde jähzornig, trank dann und wann mehr als er vertrug und behandelte auch seine Frau immer rücksichtsloser und grausamer."

„Meine Mutter!" schrie der Assessor empört auf; alles Blut war aus seinen Wangen gewichen.

„Ich bitte, machen Sie mich für die Ueberbringung so schmerzlicher Nachrichten nicht verantwortlich; ich ehre die Empfindungen, die einen Sohn für seine Eltern beseelen, andererseits halte ich mich aber auch für verpflichtet, dem Sohne in so ernster Stunde keine Unwahrheiten zu sagen, und so verzeihen Sie mir, wenn ich die Dinge beim rechten Namen nenne."

Tell seufzte schwer auf und nickte dann mit dem Kopfe; der Andere fuhr mit sanfter Stimme fort: „Mein Genosse, so darf ich ihn wohl nennen, denn wir arbeiteten in letzter Zeit immer auf Dreitheilung des Gewinnes, zwei Drittel für ihn und seine Frau und ein Drittel für mich — mein Genosse hatte seine Gattin leider schon immer recht schlecht behandelt, weil er eifersüchtig war und ihr allerlei Trug und Hinterlist zum Vorwurf machte."

„Hat meine Mutter dazu Anlaß gegeben?"

„Das weiß ich nicht, Herr Assessor — zu meiner Zeit, als ich mit Tells reiste, ganz gewiß nicht. Ob vorher, ehe wir Drei nach Amerika übersiedelten, etwas vorgefallen war, was den Frieden und das Glück jener Ehe getrübt haben mochte, das kann ich nicht sagen; Mrs. Tell muß ja, als sie heirathete, noch ein halbes Kind gewesen sein; schlecht war sie ganz bestimmt nicht; das glaube ich, der ich ein Vierteljahrhundert mit ihr und ihrem Manne zusammengelebt habe, aufs Allerbestimmteste versichern zu können."

„Was thaten meine Eltern, als die Ersparnisse dahin waren?"

„Sie thaten das, was drüben jeder in gleicher Lage thut: sie fingen von vorn an. Aber Mr. Tell hatte infolge des Trinkens keine ganz sichere Hand mehr: mit dem Kunstschießen wollte es nicht mehr recht glücken und so zog er als Gaukler und Taschenspieler von Ort zu Ort, bis wir endlich am Missouri in die unwirthsamsten Gegenden gelangten. Mrs. Tell und ich, wir befanden auf Umsehr; Mr. Tell aber fühlte sich, wie es schien, in der Wildniß am wohlsten und verschmähte es nicht, vor dem zweideutigsten, durch Zufall aufgelesenen Lumpengesindel seine Künste zu zeigen. Wir reisten und lebten wie wahre Trapper; Mrs. Tell trug Männerkleidung, da wir meist zu Pferde waren und manche Nacht unter freiem Himmel biwakiren mußten. So zogen wir im letzten Spätherbst auf der Grenze von Arkansas und dem Indianer-Territorium nordwärts, um durch Kansas den Missouristrom zu erreichen und wieder in civilisirtere Gegenden zu gelangen; wir befanden uns am linken Ufer des Neosho, wenige Meilen von Fort Scott, als wir unvermuthet von Osagen überfallen wurden. Ihre Eltern hatten gerade die Pferde abgestellt und angepflockt, um das Nachtlager vorzubereiten; ich selbst war an den nahen Fluß gegangen, um Wasser zu holen. Wie ich mich bückte, um meinen Eimer zu füllen, hörte ich hinter mir Schüsse fallen; ich ahnte sofort nichts Gutes; ich warf den Eimer auf den Ufersand und stürmte, mein Gewehr in der Hand, zurück nach unserem Lagerplatze; doch ehe ich ihn noch erreicht hatte, sah ich vier Reiter in westlicher Richtung davonjagen. Es war ein Trupp jener ziegelrothen Halunken, denen die langen Haarflechten, die sie auf dem Scheitel des sonst glatt geschorenen Kopfes wachsen lassen, wild im Winde flatterten; sie stießen ein thierisches Gebrüll aus, das mir schon genügsam bekannte Siegesgeschrei, und schlugen mit ihren in zottigen Hirschfellen steckenden Beinen so kräftig die Flanken ihrer kleinen Gäule, daß diese, wie vom Teufel besessen, dahinflogen. Barmherziger Gott! Nun wußte ich, was geschehen war! Noch athemlos vom beschleunigten Laufe stand ich ein paar Minuten später, von Grauen und Entsetzen geschüttelt, vor den Leichen meiner beiden Reisegefährten. Mr. Tell lag mit zerschmettertem Schädel neben dem Lagerfeuer; seine Gattin hatte eine Kugel in der Brust; sie war neben ihrem Pferde, auf das sie sich wahrscheinlich hatte schwingen wollen, niedergestreckt worden; Beide mußten sofort todt gewesen sein."

(Fortsetzung folgt.)